

## Conrad Gröber: Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee

Herausgegeben und kommentiert von Johannes Werner

Zur 68. Generalversammlung der deutschen Katholiken, die vom 28. August bis zum 1. September 1929 in Freiburg abgehalten wurde, fanden sich viele hochgestellte Gäste ein; aber keiner stand höher als Eugenio Pacelli, der Apostolische Nuntius (und spätere Papst Pius XII.).<sup>1</sup> Schon am Vormittag des ersten Tages kam er mit dem Schnellzug aus Berlin, wo er seit 1925 residierte, und wurde erst auf dem Bahnhof und dann, nach einer triumphalen Fahrt durch die Stadt, im Münster begrüßt, und dann noch einmal am Abend bei einer Feier in der Schwarzwaldhalle auf dem Messplatz. *„In einem mächtigen Sturm begeisterter Begrüßung erhob sich die Versammlung, als Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius Erzbischof Dr. Eugen Pacelli, der Vertreter des Heiligen Vaters, auf der Tribüne sich zeigte.“*<sup>2</sup>

Aber am nächsten Tag, einem Donnerstag, verließ er Freiburg und begab sich auf eine Reise „durch den Schwarzwald an den Bodensee“, von der er am Samstag wieder zurückkehrte. An ihr nahm, außer ihm selber, einer seiner Sekretäre teil, nämlich P. Eduard Gehrmann SVD; außerdem Prälat Ludwig Kaas, Mitglied des Reichstags und Vorsitzender der Zentrumspartei, sowie Domkapitular Conrad Gröber, der die Reise vorbereitet hatte und sie anschließend auch beschrieb.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl.: Die 68. Generalversammlung der Deutschen Katholiken zu Freiburg im Breisgau. 28. August bis 1. September 1929. Hrsg. vom Sekretariat des Lokalkomitees. Freiburg o.J.; dazu: Adolf Schmid, „Rettet die christliche Familie!“ 68. Deutscher Katholikentag in Freiburg, in: FDA 119 (1999), S. 401–426. – Pacelli war übrigens schon 1927, anlässlich der Jahrhundertfeier der Erzdiözese, in Freiburg gewesen.

<sup>2</sup> Die 68. Generalversammlung (wie Anm. 1), S. 44.

<sup>3</sup> Der Sekretär, den Gröber nirgends beim Namen nennt, ließ sich auch aufgrund der Bemerkung identifizieren, dass *„der Nuntius aus Rom und wir anderen vom Rhein, von Ostpreussen und vom Fusse des Heubergs“* stammten (s.u.). In der Tat war Gehrmann (1888–1960) in Schalmey bei Braunsberg geboren worden, Kaas (1881–1952) jedoch nicht am Rhein, sondern an der Mosel, und zwar in Trier.

## Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee

Wolkenloser, durch leichte Nebel etwas milchiger Himmel. Vom Münsterturm herab läuten die Glocken. Schon setzt drinnen die neue Orgel mit jubelnden Akkorden ein. Veni creator spiritus. Nun wird der hochgewachsene junge Abt von Neuburg die Domkanzel besteigen und mit seiner Predigt den Katholikentag feierlich eröffnen.<sup>4</sup>

Wir treffen die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt. Das lästige Gepäck wird mühsam verstaut. Bereits rattert der Wagen, in dem der Apostolische Nuntius und Prälat Kaas sitzen, davon. Endlich kurbelt der Chauffeur auch unser Auto an. Freunde und Bekannte winken uns nach. Ich bespreche mit dem Sekretär des Nuntius einige geschäftliche Dinge. Unterdessen lichtet sich die festlich geschmückte Stadt und wir gewinnen das freie Feld. Dunstig dehnt sich rechts ohne sichtbare Grenze die Rheinebene aus, bläulich-grün steigen links die Vorberge des Schwarzwalds empor. Mich beunruhigt ernstlich die Frage: Wird alles heute und morgen nach Wunsch und Programm verlaufen? Bereiten wir uns nach altem Rezept auf Ungünstiges vor, dann wird das Gelingen uns doppelt erfreuen und das Misslingen nicht bitter enttäuschen.

*St. Georgen.* Man hört durch den Lärm der dahinfliegenden Wagen das Läuten der Glocken. Ich sehe Fahnen von den Hausgiebeln flattern und einzelne Leute andächtig am Rande der Straße knien. Nun krachen die Böller. Die Autos halten vor dem Kirchplatz, wo uns der Pfarrer und die Vorsteher der Gemeinde erwarten und die Menge sich staut. Ein prachtvoller Blument Teppich bedeckt den Weg, sodaß sich der Nuntius scheut, dieses schöne Werk des Sommers und der menschlichen Hand zu betreten. Ein weihevolleres Lied erschallt. Die dankbare (S. 2)<sup>5</sup> Ansprache des Pfarrgeistlichen folgt. Noch ein Lied und ein drittes: „O Schwarzwald, o Heimat ...“ wie eine Antifon zu dem, was wir heute noch erleben. Wir ziehen in die gottesdienstlich erleuchtete Kirche ein, dort kurze, gewinnende Worte des Nuntius und der päpstliche Segen. Es liegt etwas Eigenartiges in seiner Stimme. Sie ist hoch und metallisch, dringt durch, nicht bloß räumlich. Klingt herzlich, fast kindlich. Dazu das

<sup>4</sup> Adalbert von Neipperg (1890–1948), von 1929 bis 1934 erster Abt des 1926 gegründeten, 1928 zur Abtei erhobenen Klosters Neuburg. Der Gottesdienst begann um 8.00 Uhr.

<sup>5</sup> Die Seitenzahlen beziehen sich auf das maschinenschriftliche Manuskript. Vgl. Anm. 30.



Abb. 1: Freiburg-St. Georgen. Links Conrad Gröber, rechts hinter Eugenio Pacelli Ludwig Kaas (EAF, Fotosammlung).

große, schwarze Auge, das scharfgeschnittene Profil und die kerzengerade, schmale Gestalt. Die Glocken läuten noch immer. Wir fahren ins Hexental ein, fliegen zwischen Reben und Gärten dahin. Fallobst liegt auf der Straße und welkes Laub. In der Ferne zerrinnt allmählich der bläuliche Dunst. Das Grün der nahegerückten heimatlichen Berge wird saftiger, dunkler. Drüben ziehen geballt (?) die Vogesen ihre hohe, ruhige Kontur. Schon tönen wiederum Glocken.

*Kirchhofen.* Der Pfarr-Rektor erwartet uns am Portal seiner Kirche, um den Nuntius zu begrüßen, kurz, herzlich, kräftig, wie es seine Art ist. Aber seine Stimme bebzt und seine Augen sind feucht. Hinter dem rauen Äußeren verbirgt sich ein weiches Gemüt. Ein Marienlied erklingt in der Kirche, ein Gruß an die Wallfahrtskönigin. Dann der päpstliche Segen. Wie Pacelli segnet! Andachtvoll, ergreifend. Weit breiten sich die Hände aus und schließen sich bittend. Es ist wie ein Umarmen und Emporheben zu Gott. Sein Segen gilt allen, den Männern und den Frauen, den Eltern und Kindern, den Gesunden und Kranken. Es liegt etwas Universales in diesem Segen, wie in der katholischen Kirche selbst.

Ich dränge zur Abfahrt. Wiederum Obstgärten und Rebberge. Langsam wächst wie eine Kulisse im dunstigen Gegenlicht die Burgruine *Staufen* empor. Ein Stück Romantik über dem Städtchen (S. 3), das selber Romantik ist. Bunt bemalte Häuser, prächtige Fachwerkgiebel, breitschattige Bäume, blumige Gärtchen, verträumte Winkel, murmelnde Brunnen. Dazu die Stille oder der spärliche Laut arbeitsamen, noch nicht modern überhasteten Lebens. Der metallene Klang einer Schmiede, das rhythmische Dengeln der Sensen oder das fröhliche Singen spielender Kinder. Der Nuntius wird feierlich auf dem Kirchplatz durch die Geistlichkeit und die Vertreter des Staats und der Stadt empfangen. Fahnen flattern, Böller erdröhnen, die Orgel spielt und Lieder erklingen. Wie die Kinder so neugierig schauen! Sie werden noch lange von dem hohen, segnenden Manne erzählen.

Wieder winkt uns die Menge noch lange nach.

Das *Münstertal* öffnet sich breit. Längs der Straße immer noch Rebärten, dann Pappeln und einzelne Tannen. Die Bauart der Häuser passt sich dem Bergrücken an und vermeidet die schreienden Farben. Schon steigt aus dem Grün der Abhänge der weißliche Rauch der Böller. In voller



Abb. 2: Staufen. Conrad Gröber, P. Eduard Gehrmann SVD, Eugenio Pacelli, Ludwig Kaas und Stadtpfarrer Karl Casper (EAF, Fotosammlung).



Abb. 3: Münstertal. Begrüßung durch Pfarrer Willibald Strohmeyer (EAF, Fotosammlung).

Fahrt nehmen wir den steilen, schattigen Weg, der zur Kirche von *St. Trudpert* führt. Ein Bild für den Maler: der belebte Giebel der Kirche, der vornehme Westflügel des alten Klosters mit dem schmucken Portal, die großen schattigen Bäume, die Schar der Schwestern, zum Empfange ehrfurchtsvoll versammelt, die Gemeinde mit ihren Behörden und Vereinen, die spielende Musik, die bewaldeten, schweigsamen Höhen und die silberne Ebene des Rheins. Ein prunkhaftes Vortragekreuz, das ich noch ins frühe Mittelalter datiere, zieht wie ein Magnet meine Blicke an. Feierlich schreitet die Prozession in die völlig gefüllte Kirche. Man kann über den Barock sagen, was man will, er ist der freudigste aller kirchlichen Stile. Nicht die schweigsame (S. 4) Wucht der romanischen Basilika, die gedankenschwere Symbolik der himmelstrebenden Gotik, die gemessene Eleganz der aristokratischen Renaissance, die reizlose Sachlichkeit oder plumpe Originalität der modernen kirchlichen Bauten. Vollblütige, laute Jugend, mit einem koketten, aufdringlichen Lächeln, aber unentweiht. Der Nuntius gedenkt in seiner Ansprache der Schwestern, die – aus dem

Elsass vertrieben – ins Münstertal kamen.<sup>6</sup> Es ist wunderbar, wie sich die katholische Kirche immer wieder in ihrem Ordensleben schöpferisch erweist. Auch ein Exempel dafür, dass sich kirchliche Autorität und persönliche Initiative wohl miteinander vertragen. So ausgedehnt das Netz der Caritas auch ist: für selbstlose, gottsuchende Arbeit bleibt immer noch Raum genug. Mir steigen, während wir nachher die langen, stillen Klostergänge durchschreiten, alte Erinnerungen auf. Schon manches Jahrzehnt ist es her, seitdem ich hier war. Aber noch sehe ich den damaligen, im Kampf um die Freiheit der Kirche und in unermüdlicher Seelsorgearbeit ergrauten Pfarrer vor mir, einen biederen Tiroler, wie es sein Dialekt schon verrät.<sup>7</sup> Urwüchsige Leute streifen den Erdgeruch ihrer Heimat nicht ab.

Der Nuntius und sein Begleiter stehen am Fenster. Sie horchen hinab in den Hof, wo immer noch die Menge verweilt und die Musik eine ländliche Weise spielt. Sie schauen hinweg über die nahen, mächtigen Baumgruppen, hinaus in das sonnige Land. Sie freuen sich über das anmutige Tal und das gute katholische Volk.

Wir fahren die langsam ansteigende Straße hinauf, am Spielweg und Zinken Elend vorbei. Vor dem neuen, schwerfälligen, naturfremden Kapellchen in *Neuhöf* ist die ganze Schule versammelt. Kinder, ganz anders als in der Stadt. Dunkeläugig, rotwangig, verschlossen und schüchtern. Kinder, die wenig haben im Vergleich zu (S. 5) ihren Altersgenossen dort. Keine schönen Kleider und Zimmer, keine lustigen Spielzeuge und unterhaltsamen Bücher, keine weitläufigen Schulpaläste und kunstvoll gepflegten Stadtgärten, keine wechselnden Straßenbilder und verlockenden Schaufenster, keine Theater und Kinos. Und doch gehört ihnen so vieles: die geheimnisvolle, große Natur, der rauschende Wald und der wandernde Bach, die Herde auf den Matten und die Blume am Weg, die Wolke über dem Tal und die Lerche in der Luft. Und all das ist getaucht in die Gottseligkeit gläubiger Kindheit und in die fruchtbare Atmosphäre mühsamen Lebens christlicher Eltern.

Die Straße zieht in Schlangenlinien hinauf. Wunderbare Blicke das Tal hinab bis zum Rhein und auf die Bergketten in der Ferne. Ringsum üp-

<sup>6</sup> Die „Schwestern vom hl. Josef“ wurden 1845 in St. Marc im Elsass gegründet und mussten nach dem Ersten Weltkrieg ein Mutterhaus in Deutschland errichten, weshalb sie sich 1920 in St. Trudpert niederließen.

<sup>7</sup> Alois Baur (1823–1909); er stammte aus Sterzing, war Priester in der Diözese Brixen, trat 1851 in die Erzdiözese Freiburg über und übernahm, nach einigen anderen Verwendungen, 1863 die Pfarrei St. Trudpert, auf die er erst in seinem Todesjahr verzichtete.

piges Grün in allen Schattierungen bis fast ins Schwarze, vermischt auf der Palette der Natur mit hundert Nebentönen von Gelb und Rot. Darüber der dunkle Saum dichter Wälder und die blendend blaue Kuppel des Himmels. Da und dort ein Schwarzwaldhaus, braunschwarz und breitchichtig an die Halden gedrückt wie eine Schildkröte. Holzfuhrwerke ächzen, von schweißfeuchten Gäulen gezogen, schwerfällig vorbei. *Wiedener Eck*. Die Passhöhe ist erreicht, die den Belchen mit dem



Abb. 4: Wiedener Eck. P. Eduard Gehrmann SVD, Conrad Gröber, Ludwig Kaas, Eugenio Pacelli (EAF, Fotosammlung).

Schauinsland verbindet. Ein kühler Wind weht von Nordosten her und wirbelt den Straßenstaub auf. Immer noch rinnen die Wasser hüben und drüben in den Rhein.

Wir steigen aus, plaudern und genießen die prachtvolle Rundschau bis zu den Alpen und die würzige Luft. Ein Kohlweißling flattert mühsam im Wind und verschwindet in einer kleinen Gruppe von Tannen.

Drunten schläft *Wieden*, weltverloren und ungestört. Kaum irgendwo ein Obstbaum, nur große, grüne, buckelige Matten, spärlicher (S. 6) Waldwuchs und einige Äckerchen mit spät reifender Frucht. Jugenderinnerungen stürmen in mir. Erinnerungen an Bücher und Bilder, an frühe künstlerische Versuche und ermunterndes Lob. Erinnerungen an einzelne Menschen, an den Bruder meines Vaters, der als Pfarrer hier wirkte, eifrig und treu, ein wenig derb, aber grundehrlich und voll sprudelnden Humors.<sup>8</sup> Noch klingt mir sein silbernes Lachen im Ohr. Dort stand des Waldhüters Haus. Alle seine Kinder gingen ins Kloster.<sup>9</sup> Ob der Vater noch lebte, als sein Jüngster Missionsbischof wurde? Das einsame Schwarzwaldnest und das entlegene Bistum in China, der Nuntius aus Rom und wir anderen vom Rhein, von Ostpreußen und vom Fuße des Heubergs. Und doch das gleiche schirmende Haus, die gleichen Schläge des katholischen Herzens und dasselbe Ziel. Es summt die Melodie in mir: „*Ein Haus voll Glorie schauet ...*“

Die Autos fahren mit verminderter Geschwindigkeit, der zahlreichen Straßenkrümmungen wegen, ins Tal. An der Wegkreuzung vor dem Wirtshaus „Zum Hirschen“ wartet der Pfarrer mit seiner kleinen Gemeinde. Weiter unten in der Nähe des Bachs steht die schmucklose Kirche, daneben das ärmliche, einstöckige Pfarrhaus, ein Gärtchen mit Asten davor, wie für Allerseelen.

Der Nuntius spricht mit den Kindern und Eltern, ehe er den Segen erteilt. Eine schlichte Szene. Schlicht wie das Wiedener Tal und der Charakter der Leute. Auch solche Begrüßungen sind am Platze, wie in einer Galerie Genrebilder und Stilleben neben den prunkenden Gemälden

<sup>8</sup> Konrad Gröber (1844–1901), Pfarrer in Wieden von 1884 bis 1892.

<sup>9</sup> Die vier Töchter des Waldhüters Cölestin Walleser traten bei den „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“ im elsässischen Oberbronn, die beiden Söhne bei den Kapuzinern im elsässischen Sigolsheim ein. Es war jedoch, anders als Gröber schreibt, der ältere, Peter (1874–1946), der als P. Salvator 1912 zum ersten Apostolischen Vikar der Karolinen und Marianen und 1922 zu dem von Tsinchow/Tienschui ernannt wurde.

der Großen. Sie fallen nicht ab. Sie haben ihren Wert, nur nach einer anderen Richtung (S. 7).

Der Nuntius streichelt ein Kind. Es weint. Die Mutter trocknet ihm mit ihrer gebräunten Hand die großen glitzernden Tränen von den Wangen. Sie wird es nach unserer Abfahrt zanken.

Die Autos winden sich die Schlucht hinab. Hier schwelten früher Kohlenmeiler dicht neben der Straße. Nun überdachen Unterbauten einer Drahtseilbahn immer wieder wie Torbogen den Weg. Der Höhenzug zur Rechten der Straße flacht ab. Kleine schwarz-weiße Kühe weiden den Abhang hinauf. Eine schaut auf und glotzt unsere Autos an.

*Utzenfeld.* Mir gefallen die blumigen Vorgärten der wuchtigen Schwarzwaldhäuser und die Neubauten, die sich glücklich dem Landschaftscharakter anpassen. Endlich ist man wieder von der abgebrauchten Schulschablone frei. Es hat lange genug gebraucht. Auch der Mensch und sein Haus sind ein Stück der Natur.

Das Denkmal für Schlageter auf dem Lötzberg kommt in Sicht. Ich denke an den Rhein und die Ruhr und den Krieg im so genannten Frieden. Hätte man die Friedensabsichten des Mannes, der im Auto vor uns fährt, rechtzeitig und bereitwillig erkannt, er würde noch leben und noch mancher andere, der in den letzten Kriegsjahren fiel. Aber man wollte keinen Verhandlungsfrieden durch Rom. So kam der Gewaltfriede von Versailles.

*Schönau.* Die Begrüßung auf dem Kirchplatz ist festlich. Auch hier sind alle Behörden und Vereine vertreten. Auch hier flattern die Fahnen und dröhnen die Böller. Auch hier spielt die Musik. Wir ziehen nach der würdevollen liturgischen Begrüßung in die saubere neugotische Kirche, wo der Nuntius den Segen erteilt.

Dutzende von Fotografenapparaten zielen auf uns, als wir die Autos wieder besteigen. Schon liegt uns das hübsche Städtchen mit seinen ins Grün gestreuten Häusern im Rücken. Nur seine Glocken tönen und seine Böller dröhnen uns nach und hallen an den Bergwänden wider.

Jenseits der lebhaft plätschernden Wiese wird der Weg enger (S. 8) und steigt in Windungen scharf in die Höhe. Schon beginnt der Wald, öffnet aber wunderbare Rückblicke auf das tief liegende Tal und die kleine Stadt und die Bergkuppen ringsum. Man bräuchte hier nur zu kopieren und es wäre ein geschlossenes Bild voll warmer Farbe und Sonne.

Duftige Wolken steigen hinter dem Belchen auf. Jetzt lange Strecken nur Wald. Jungholz im Vordergrund, dahinter ein ganzes Heer aufrech-



Abb. 5: Herrenschwand (EAF, Fotosammlung).

ter schlanker Tannen. Beim raschen Fahren flimmern uns die Augen vor den tanzenden Lichtern zwischen den Stämmen. Wir haben in frischem Tempo die Höhe erklommen und schauen nun ins Wehrtal hinab und über die wuchtigen südlichen und östlichen Züge des Schwarzwaldes. Ganz in der Nähe ragt der Hochkopf empor. Die wenigen Häuser von

*Herrenschwand* liegen zerstreut am Wege. Ein Aufenthalt ist nicht vorgesehen, aber die einfachen, rasch von der Arbeit herbeigeeilten Leute und ihr Häuflein rotbackiger Kinder veranlassen den Nuntius, auszusteiern. Hier nun die Idylle, die der Fotograf so glücklich erhaschte. An der Südwand eines schindelbedeckten, ärmlichen, aber mit Kränzen und Tannenreis festlich geschmückten Hauses und der Straße entlang knien in welchem Gras die Männer und Frauen, die Mütter und Kinder. Zuerst der Segen des Nuntius, dann das Gespräch. Aber nicht – wie in Wieden – die wortlose, bange Scheu. Er spricht auch so kindlich, beugt sich herab und gibt väterliche Lehren mit dem Mund und dem Finger. Frägt und erhält Antworten. Lächelt und öffnet die Herzen. Und sie horchen selig ohne Angst und Tränen. Und wie sich die Mutter freut und der Kleine dort hinten die Gespielinnen beneidet, mit denen der Nuntius so herablassend redet. Blumen blühen hinter der älteren, stehenden Frau mit dem klatschig weißen Tuche über dem grau werdenden Haar (S. 9).

Wir fahren nach *Todtmoos* hinab. Der Name trifft zu. Totenstille, wenn unser Wagen hält. Kein Pfiff der Lokomotive, kein Lärm der Industrie. Schlafendes Land. Hier können die Lungen würzige, staublose Luft atmen und die erregten Nerven wie gezerrte Saiten langsam verklingen. Nur ein kaum hörbares Murmeln und Plätschern des Todtenbaches über die Kiesel und den moosigen Grund. Da und dort schnell eine Forelle aus dem klaren Wasser in die Luft. Der Todtmooser Pfarrer hat gehalten, was er versprach: Triumphbögen, krachende Böller, Musik. Festtag ist heute im Tal. Auch die Natur trägt ihr schönstes Gewand. Die Wallfahrtskirche steht hoch über dem Dorf, nach langen Zickzackverhandlungen glücklich erweitert und lustig verputzt. Im Schatten ihrer Vorhalle erfolgt der liturgische Empfang. Dann ziehen wir ins geräumige, freundliche Innere hinein. Der Pfarrer besteigt die Kanzel. Er schildert die Geschichte des Heiligtums und preist die Liebe der Schwarzwälder zur Muttergottes von Todtmoos. Die Wallfahrt zu ihr ist des Kindes erstes großes Erlebnis und des vom Alter Gebeugten letzter, mühseliger Gang. Die Muttergottes von Todtmoos darf alles wissen, ob's Freud ist oder Leid. Was der verschlossene Schwarzwälder sonst allen verschließt, ihr gibt er es kund. Wie schwer ging schon mancher den Kirchberg hinauf, und wie erleichtert und froh schritt er nachher hinab. Die Muttergottes von Todtmoos lässt niemanden trostlos. Darum hängt auch das Volk so kindlich an ihr und weihet ihr Wachsstöcke und

Kerzen. Und nun betet auch der Apostolische Nuntius vor dem Hochaltar zu ihr. Schön ist sie nicht, wenigstens lange nicht so schön wie die wundertätigen Madonnen seiner italienischen Heimat mit ihren ovalen Gesichtern und milden großen Augen. Denkt er vielleicht an Sta. Maria Maggiore oder St. Alfonso in Rom oder an Genazzano jenseits der Campagna hinter Palestrina und Cave? (S. 10)

Wir ziehen hinüber in die alte St. Blasianer Propstei. Die Mönche verstanden zu bauen: eine prachtvolle Diele mit gutem barockem Bildwerk, helle, geräumige Zimmer und festliche Säle mit dem offenen Blick auf die Kirche und das Tal. Wie das Leben der Mönche Stil hatte, so auch ihr Werk. Die Stilnot unserer Zeit liegt viel mehr im Seelischen als im Künstlerischen begründet. An den technischen Mitteln und Kenntnissen mangelt es uns wahrlich nicht. Aber was bedeuten sie alle, wenn die feste seelische Gestaltung, die innere, einheitliche Struktur fehlt, deren künstlerischer Ausdruck der Stil ist?

Ich sitze bei Tisch neben einem urchigen Schweizer Jesuiten. Das gläubige Todtmooser Volk erfreut ihn, und wir ziehen Vergleiche. Ob auch einmal der Großstadtmorast den hohen Schwarzwald überschwemmt? Wir befürchten es nicht. Das Gemüt der Alemannen ist zu tief und der Schwarzwald zu still und der Ersatz zu schlecht. Bei tiefen und einsamen Menschen macht der Unglaube immer Fiasko.

Prälat Kaas erzählt prächtig von Genf und Berlin. Sein Blick ist weit-sichtig und scharf, sein Urteil bedächtig, seine Entwirrung der politischen Zusammenhänge überraschend und klar. Zum Dessert tischt er uns mit rheinischem Humor römische Erinnerungen auf. Wieder sehe ich das dunkle Auditorium Maximum der Gregoriana in der Via del Seminario vor mir und auf dem hochgebauten Katheder P. de Maria und Billot und den originellen P. Januarius Bucceroni, den geistvollen, übersprudelnden und doch wieder so schwermütigen Neapolitaner.<sup>10</sup> Wie entsetzlich trocken ist sein unübersichtliches Buch und wie sprühend von Leben und Witz sein gesprochenes Wort. Zum Marionettentheater wird seine Lehrkanzel, wenn er nüchterne moralische Sätze mit Fleisch und Blut schöpferisch umgibt und seine Gegner im dialektischen Kampfe mit beißendem Sarkasmus und hinreißender Mimik bezwingt (S. 11).

---

<sup>10</sup> Die Jesuiten Michele de Maria, Ludwig (Louis) Billot und Januarius Bucceroni dozierten an der Päpstlichen Universität „Gregoriana“, an der Kaas und Gröber studierten.

Brütende Mittagshitze liegt über dem Tal. Wir fahren, rechts am ersten Triumphbogen vorbei, den schönen staubfreien Weg hinauf, *St. Blasien* zu. Die Gegend verliert langsam an Reiz, geht fast in die eintönige Hochebene über, bis plötzlich eine tannenumstandene Mulde sich öffnet und in ruhevolem Ebenmaß die schöne Rotunde uns grüßt. Wunderbar, wie sich die feingeschwungene, bläuliche Kuppel wie eine duftige Wolke von den dunkeln Bergwänden abhebt!

Der liturgische Empfang hat Stil. Das „*Ecce Sacerdos*“ schwebt wie auf Flügeln durch den lichten, sonnigen Raum. Nun besteigt der Stadtpfarrer die Kanzel und heißt mit beredten Worten den Apostolischen Nuntius willkommen. Vor mir aber zieht bildhaft die Geschichte des Klosters vorbei. Einsame Zellen sehe ich im dunkeln jungfräulichen Wald, in denen die weltflüchtigen *Fratres ad Albam* bußfertig wohnen. Ich sehe die wachsende Abtei, die verheerenden Horden der Ungarn, die sengenden und brennenden Bauern, die plündernden Schweden und Salpeterer voll unversöhnlicher Feindschaft. Ich sehe, wie eine Hochschule in der Waldeinsamkeit ihre gottgeweihten Lehrsäle öffnet und Europa sich an dem geistigen Feuer wärmt, das rot wie die untergehende Sonne durch die Tannen des Schwarzwaldes glüht, ein Feuer, das die Gerbert und Neugart, die Herrgott und Boppert und ihre Mitbrüder in heiligem Eifer Jahrzehnte hindurch schüren. Noch bilden ihre Werke eine ganze Bibliothek, Folianten an Folianten. Alles nach einem großen, geistvollen Plan, alles wie Quadern mächtig und schwer, um das theologische, philosophische und historische Wissen der Vorzeit und Gegenwart zu tragen. Und ich sehe, wie plötzlich das Feuer erlischt, nicht durch der Mönche eigene Schuld, denn sie (S. 12) hüteten es treu, sondern durch die unselige Gier der Großen nach Land und Geld. Nie hat es Martin Gerbert gedacht, dass einst D'Ixnards kaum vollendeter Rundbau zum Grabstein seines Klosters würde.

Wir treten nach dem Segen des Nuntius wieder in feierlicher Prozession aus der Kirche. Über dem Tal wölbt sich ein wunderbar blauer Himmel und senkt sich auf die dunkeln Pfeiler der benachbarten Berge. Vor dem Pfarrhaus findet der Empfang der Behörden statt. Der Bürgermeister entbietet in gut bayerischem Dialekt einen meisterlichen Willkomm. Die Musik spielt einen Choral. Weiß gekleidete Kinder sprechen sinnige Gedichte und überreichen Lilien und Rosen.

Nun läuten die Glocken zum Abschied, während wir hinausfahren aus der sonnigen, waldumrahmten Stadt, vorbeifahren an den zahlrei-

chen Gasthäusern und Sanatorien, an den gesunden und kranken Menschen, die neugierig oder wehmütig lächelnd aus den Fenstern und Liegehallen schauen. Der Geist Martin Gerberts schwebte über diesem Empfang.

Wir steigern das Tempo der Fahrt. Rasch fliegen an uns Wälder und Waldlichtungen vorbei. Schon grüßt uns zur Linken die schimmernde Fläche des *Schluchsees*, da und dort von Tannen begrenzt, die sich im Wasser spiegeln. In der hochgelegenen Pfarrgemeinde gleichen Namens prangen wieder die Straßen und Häuser im Blumen- und Flaggen-schmuck. Auch hier erwartet uns der Pfarrer mit sonntäglich gekleideten Erwachsenen und Kindern, um den Nuntius zu begrüßen und den päpstlichen Segen zu empfangen.

Wir fahren zum werdenden Schluchseewerk und am Bahnbau Lenzkirch–St. Blasien vorbei. Da ist ein Schaufeln und Hämmern, ein Rollen und Sprengen, ein Pusten und Pfeifen (S. 13), ein Klirren und Sausen, und doch verhallt es wie der dünne Schrei eines Vogels in der großen, stillen Natur. Drunten aber wartet voll Bangen das Tal, bis es für immer ertrinkt. Die Menschen, die hier arbeiten, sind angeschwemmte Kraft, Deutsche und Österreicher, Polen und Ungarn, Tschechen und Italiener, fahrendes proletarisches Volk. Sie schauen kaum auf, nur einer flucht kräftig, als er uns sieht. Der Mensch ohne Heimat, der Sklave der Maschine, die für ihn denkt. Der Einzelne eine Nummer, die man einträgt oder streicht, je nach Bedarf. Entseelte Arbeit und Wirtschaft. Und doch auch hier die Sonnenseite, die Sympathien weckt: Wie viel Geist liegt in diesem scheinbaren Chaos der Arbeit, wie viel königlicher Wille, bis alles zum Ganzen sich fügt und dem gemeinsamen Zwecke gehorsam dient?

Droben in *Kappel* ist Ruhe. Der Pfarrer steht mit seinen Ministranten in Chorrock und Stola am Wege und müht sich, nicht ohne Erfolg, um ein paar lateinische Sätze. Der Nuntius segnet ihn und seine Gemeinde, während vom Kirchturme die Glocken läuten und denen draußen auf dem Felde verkünden, dass auch ihnen der päpstliche Segen gilt.

Wenige Minuten später halten die Autos in *Lenzkirch*. Der Empfang ist weit feierlicher, als ich erwartete. Der Nuntius interessiert sich um das religiöse Leben und die Geschäftslage der Stadt. Leider nimmt die Arbeitsgelegenheit ab, denn die ausländische Konkurrenz schlägt die einheimischen Uhrenfabriken tot. Das Städtchen selber liegt reizend im offenen Tal. Behäbige Patrizierhäuser erinnern an bessere Tage. Die ori-



Abb. 6: Lenzkirch-Kappel. Ludwig Kaas, Eugenio Pacelli, Pfarrer Bernhard Sproll (EAF, Fotosammlung).

ginellen Wegweiser an den Straßenkreuzwegen (S. 14) fallen uns auf. Wieder einmal etwas Humorvolles und Persönliches in unserer nüchternen, maschinellen Zeit. Die sieben Schwaben, die uns mit ihren dräuenden Spießsen nach Neustadt weisen, bilden eine köstliche Gruppe. Wir schwenken *Friedenweiler* zu ab. Schon liegt es drunten wie eine weltverlassene Insel im Wald. Ganze Züge von Raben flattern darüber hinweg.

Vor der Klosterkirche empfängt uns der Pfarrer im kirchlichen Ornat und spricht schöne begrüßende Worte. Mich interessiert der gute Barockbau, den Peter Thumb, der Vorarlberger und Konstanzer, erbaute und den der Freiburger Johann Pfunner mit wertvollen Barockbildern schmückte.

Das Kloster selbst gehört nun der Jugend, der kranken oder erholungsbedürftigen aus der Nähe und Ferne. Sie umschwärmte und begleitete uns schon, als wir zur Kirche zogen, und nun sind wir bei ihr im reich geschmückten Saal, wo der Rektor den Nuntius geziemend begrüßt. Frohe Lieder erklingen darauf aus den vielen kräftigen Kehlen,

Gedichte kommen zum Vortrag und drollige, graubärtige Zwerge in braunem Wams mit spitzer Kapuze treiben mit ihren gefüllten Säcken und geschwungenen Stäben ein ergötzliches Unwesen. Dann spielen wieder Mandolinen, und Tanten klatschen im Takte. Der Nuntius lacht herzlich und spricht kindertümlich mit den Kleinen.

Es ist eine andere Jugend als jene stille, verträumte, die wir des Öfteren schon an den Straßensäumen trafen. Keine schüchternen, schweisgamen Schwarzwälder. Nicht wie die Schnecken, die nie restlos aus ihrem Gehäuse herauskommen. Es sind Kinder aus dem Industriegebiete und der Großstadt, vom Rhein und vom Norden. Junge, laute Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen und dem Herzen auf der Zunge, halbwüchsige Mädchen, die ohne Angst und Scheu in die Welt gucken und auf die Fragen des Nuntius (S. 15) mit köstlicher Unbefangenheit antworten. Ich freue mich ihrer, wie man sich über den lachenden Frühling freut. Aber diese Freude ist kein Werturteil zu Ungunsten der anderen. In manchem Schüchternen, Stillen steckt mehr als im Furchtlosen, Mitteilsamen, der alles wieder verkauft, was er einnimmt.

Von der gesunden Jugend schreiten wir zur kranken.

Durch die offenen Fenster schauen neugierig die Wiesen und Waldränder in die luftigen Liegehallen und Zimmer. An der Wand Fiebertabellen und lustige bunte Bilder. Schneeweiße Betten und rotwangige Kinder darin. Wer möchte vermuten, dass sie vor wenigen Monaten abgezehrt und bleich, fast mit dem Todesmal auf der Stirne, aus ihrer Heimat kamen? Aber die würzige Schwarzwaldluft, die ärztliche Kunst und die sorgsame Pflege der Bühler Schwestern wirken hier Wunder.

Wir sprechen von der Caritas einst und jetzt. Sie ist im Wesen immer noch die gleiche göttliche Tugend, nur passte sie sich den Verhältnissen und Menschen an. Sie hat früher am liebsten im Stillen gewirkt. Nun aber ist sie ans helle Licht gerückt und müht sich wie die neuzeitliche Frau, wo immer es nottut. Sie fürchtet weder die Nacht noch den Schmutz, steigt in die dumpfsten Kellerlöcher und übelsten Dachkammern, in die Gefängniszellen und in die üppig schwülen Wohnungen des Lasters. Sie lernt von den Kindern der Welt und zieht ein ganzes Netz von Kanälen durchs Land. Wir bewundern ihre Werke, die ein Sieg sind über die Sünde und das Elend. Nur darf sie niemals vergessen, dass sie in ihrem Urquell göttliche Liebe ist. Caritas als Organisation und Unternehmung wird unrettbar zerfallen, wenn die Caritas als Feuer und Kraft sie nicht beseelt, die in der Glaubenstiefe der einzelnen Herzen wohnt.

Der Nuntius segnet die Kinder (S. 16).

Wie viele Karten gehen heute zur Post und verkünden mit etwas hastiger Schrift den Eltern und Freunden, was in den Mittagstunden sich zutrug. So und so sieht er aus. Mein Haar hat er gestreichelt und mich gefragt, wie ich heiße. Und ich soll euch vielmal grüßen von ihm.

Die Kinder singen und winken noch lang mit ihren weißen Tüchlein und bunten Mützen, als wir davonfahren. Nun entzieht uns der Wald ihren lachenden Blicken. Wir sausen die F. Fürstenbergische Allee entlang, die schnurgerade den schier endlosen Wald durchschneidet. Die Tannen stehen wie zur Parade in festlich schwarzem Gewand zur Rechten und Linken. Dann und wann verläuft ein mit Gras überwucherter Seitenweg im Dunkeln. Krähen fliegen beim Geräusch unserer Wagen krächzend von den Wipfeln auf und verschwinden in den Bäumen. Der Kuckuck ruft. Zweimal kreuzen Rehe ganz langsam die Straße, bleiben wie verwundert einen Augenblick stehen und flüchten dann mit großen Sätzen ins Gebüsch.

Der Wald lichtet sich. Der Schwarzwald selber liegt damit hinter uns und die Baar beginnt. Statt der hochgeschwungenen Berge nun kleinere Hügel oder welliges, fast ebenes Land, zugig und kalt. Auch der Schlag der Menschen ist anders als in den Bergen. Wir fliegen an der geschmückten Kapelle von *Unterbränd* vorbei. Auf den Wiesen zu beiden Seiten des Weges laden die Leute duftendes Öhmd. Ein hoch geladener, heimkehrender Wagen fährt vor uns her. Ganz oben sitzen Kinder und winken uns lustig mit den Händchen zu. Der Kirchturm von *Bräunlingen* steigt vor einem waldigen Hügel auf, wird größer, verschwindet wieder kurz und steht dann ganz nahe vor uns.

Der Empfang wird auch hier zum malerischen Erlebnis. Der alte Stadtturm mit dem Toreingang zur Linken, die Fachwerk- (S. 17) Häuser zur Rechten festlich beflaggt, vor uns als Eingang zur Kirche ein farbensprühender Blument Teppich, der jenen von St. Georgen an Kunstfertigkeit noch übertrifft. Aus dem weitgeöffneten Gotteshaus quillt das Volk andächtig. Der würdige Dekan findet rührende Worte der Begrüßung. Die Kirche ist architektonisch längst überholt, bleibt aber als mutige Tat eines kunstliebenden Pfarrers noch immer der Stolz der Gemeinde. Ich sehe es, wie die anerkennenden Worte, die der Nuntius vor seinem Segen spricht, den Pfarrer und seine Gemeinde erfreuen, und ich fühle es dankbar, dass der ganze Empfang – trotz der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit – an spontaner Herzlichkeit alle anderen erreicht.

*Hüfingen.* Wir fahren dem Spital, dem ehemaligen Schellenbergischen Schlosse, entlang. Alte, zitterige Leute sitzen davor und sonnen ihr welkes Gesicht und die steif gewordenen Glieder. Einer spaziert unter den Bäumen dahin wie eine Spitzwegfigur. Wir biegen durchs Stadttor in die reizvolle Hauptstraße ein. Die Gebrüder Reich kommen mir in den Sinn, die als Bildhauer, Maler und Schriftsteller vor einem halben Jahrhundert hier wohnten. Dann denke ich an den Maler Seele, der aus meiner Heimat stammte und hier ein schönes Kreuzigungsbild schuf, und zuletzt an die Römer, die in der Nähe eine Niederlassung hatten, wie umfangreiche Reste beweisen.

Schon fahren wir an *Almendshofen* vorbei und sehen den Wartenberg in der Ferne, der den Horizont nach Osten begrenzt. Die Sonne ist verdeckt, Wolken dunkeln gewitterhaft auf. Nur da und dort leuchtet noch ein blauer, sonniger Streifen.

Wir halten auf dem Kirchplatze in *Donaueschingen*. Drunten sprudelt, kunstvoll umhegt und kaum hörbar, die Quelle der (S. 18) Donau.

Fanfaren erklingen und Trommeln wirbeln, Reichswehrsoldaten stehen in Reih' und Glied. Galaempfang durch den Erbprinzen von Fürstenberg und seine Gemahlin, durch die Behörden und die Geistlichkeit der Stadt.<sup>11</sup> Die schöne Kirche ist mit Gläubigen überfüllt. Wir ziehen in feierlicher Prozession durch den Mittelgang, indes der Chor das „*Ecce Sacerdos*“ vorzüglich singt. Der Stadtpfarrer begrüßt vom Altare her herzlich den hohen Gast. Der Nuntius erwidert. Wie ihm die karminrote Mantilla so prachtvoll steht! Er ist jeder Situation gewachsen, ob bei den Kindern in Herrenschwand oder bei den Pilgern von Todtmoos oder vor den Fürstlichkeiten hier.

Wiederum spielt, als wir die Kirche verlassen, die Musikkapelle der Reichswehr. Kriegs- und Vorkriegserinnerungen steigen in mir auf, prächtige Farben- und Tonbilder. Romantik des Militärs, daneben aber der Tod mit der Hippe und der rasch rieselnden Sanduhr, Massengräber und ein geschlagenes Volk. Der Himmel ist völlig überzogen. Gottlob, dass wir das Auto wechseln und nun wohlgeborgen im prächtigen Wagen sitzen, den die Stadt Freiburg dem Nuntius für die Reise zur Verfügung stellte. Nun fährt er zusammen mit dem Prälaten Kaas im unvergleichlichen Mercedes-Benz des Fürsten von Fürstenberg.

<sup>11</sup> Karl Egon zu Fürstenberg (1891–1973) und Mena geb. Gräfin von Nostitz-Rieneck (1902–1961).

*Pfobren* in fast baumloser, langweiliger Gegend. Zerstreute Häuser, dazwischen die massige Entenburg. *Geisingen* mit altertümlicher Hauptstraße und neuversilberten Brunnen, *Immendingen*, wo drei Eisenbahnlinien und Täler sich treffen und der Wald wiederum hochsteigt. Überall warten die Leute in der Nähe der Kirche oder vor den beflaggten und (S. 19) bekränzten Häusern, bis wir vorbeifahren. Nun biegen wir links ab, wie die Donau. Die Gewitterwolken drängen uns nach, hängen über den Tannenwäldern und senken sich drohend in das Tal. In *Möhringen* donnert und blitzt es bereits. Schon fallen einzelne große Tropfen. Trotzdem harren die Bewohner auf der Straße aus, um den Nuntius zu sehen. Kurz nach *Tuttlingen* beginnt es in Strömen zu regnen. Es dröhnt fürchterlich im Tal, das Wasser überflutet die Straße und spritzt unter den Rädern hoch auf. Hinter *Müllheim* wird es finstere Nacht. Die Straße klettert in zahllosen Windungen durch den stockdunkeln Wald auf die Höhe hinauf und fällt dann wieder langsam ins Tal. Reden ist zwecklos. Der Sekretär des Nuntius und ich verstehen einander doch nicht vor dem Rauschen der sturmgepeitschten Bäume, dem Geräusche der Räder, dem Donnern und Echo des Gewitters und dem Trommeln des Hagels und wolkenbruchartigen Regens auf dem Dache des Wagens. Wenn jetzt, wo wir fluchtartig ins Tal jagen, ein Reifen platzte oder die Bremse oder Steuerung versagte! –

Nun poltert das Auto über die hölzerne Donaubrücke von *Beuron*. Noch ein paar Sekunden und es hält in irgendeiner Sackgasse. Ich kenne mich nicht mehr aus, sehe nur im Lichte der glühenden Augen des Wagens einen Mönch quer über den überfluteten Weg rennen und zwei Torflügel aufreißen. Wir fahren hinein und landen in der trockenen Klosterscheune. Wo das Auto des Nuntius verweilt, wissen wir nicht, hören aber an der Pforte, dass er eben in die Kirche einzog. Wir eilen durch den düsteren Kreuzgang und hören in der Kirche gerade noch den Schluss der Ansprache, die der Erzabt hält (S. 20).<sup>12</sup>

Draußen rüttelt der Sturm an den Bäumen, Mauern und Fenstern. Drinnen die abgemessene feierliche Ruhe der benediktinischen Kunst und Liturgie. Gedämpftes, schwebendes Spiel der Orgel, Gesang einiger Psalmen in einem berückenden, fremdartigen, fast prickelnden Tone. Versikel und Oration, Prozession der Mönche im Halbdunkel mit dem Nuntius am Ende im Kreuzgang des Klosters. Die letzten Töne der Orgel verhau-

<sup>12</sup> Raphael Walzer (1888–1966), von 1918 bis 1937 vierter Erzabt von Beuron.

chen. Der sonnige Glanz über der Krönung Mariä am Hochaltare erlischt. Nur vor dem Tabernakel und dem Wallfahrtsbilde der schmerzhaften Mutter in der Gnadenkapelle flackert das ewige Licht ...

Beuron! Als ich spätabends droben in meinem Zimmer sitze, denke ich nach. Das Fenster ist offen. Nirgends ein Stern; kühle, aber ruhige Nacht. Nur von den Dächern und Bäumen tropft es, als ticktackte eine Uhr. Um so lebhafter und lauter werden die Bilder meiner Erinnerung und Fantasie. Wieder lebt das Kloster in mir auf, nach dem ich so lange Zeit innige Sehnsucht trug. Aber es waren nur Rufe, keine Berufung, wie bei so vielen. Jahrzehnte sind seither dahin. Aber wenn ich wieder einmal zeichne, bringe ich die Beuroner Linie nicht los, und wenn ich im Konventsamt knie, bezaubert mich dieser seltsame Gesang. Es ist hier Rhythmus in der Kunst und im Leben. Rhythmus belebt und beruhigt. Hier fließt das Dasein wie der Fluss zwischen schirmenden Felsen. Um zwei Sonnen kreist hier alles, um Gott und um die Seele. Hier im geschlossenen Tal gibt es nur einen Ausblick: nach oben!

Ich schlafe schlecht, ob von den Eindrücken gestern oder den Erwartungen von heute. Die Träume schleifen fieberhaft geschäftig das Entfernteste herbei und verbinden es toll (S. 21). In der Frühe lese ich die heilige Messe am St. Benediktusaltar vor dem Rosenkranzbild, das ich früher einmal kopierte. Beim Frühstück treffe ich einen Pastor aus Norwegen, der um seine Heimkehr zur Mutterkirche mit seiner Vergangenheit ringt. Nachher schreite ich mit dem Pater Michael den Gang vor meinem Zimmer und spreche von Turbinen und Technik, von St. Anselmo in Rom und von einer Osteria an der Piazza Barberini mit rot-schwarzem Frascati.<sup>13</sup> Kloostergäste poltern an uns vorbei, junge Leute mit verbrannten flaumigen Gesichtern, graugrünen Wadenstrümpfen und Bergschuhen. Ich regle nicht ohne Mühe die rechtzeitige Abfahrt. Über dem Tal hängt wieder der blaueste Himmel.

Auf dem ersten Teil der Fahrt talabwärts begleitet der Erzabt seinen hohen Gast. Drüben grüßt vom Felsen herab das Benediktuskreuz. Noch eine Kurve und *St. Maurus* liegt vor uns, an der Donau das Landhaus mit seinen Blumen und Bienen, jenseits der staubweißen Straße die erhöhte Kapelle. Sie ist der Fläche nach klein, aber groß durch die

---

<sup>13</sup> Michael Bertsch (1879–1952). Als Cellerar war Pater Michael auch für das Kraftwerk zuständig, das die Abtei in den Jahren 1920/21 in St. Maurus an der Donau errichtet hatte. – Im Gebiet von Frascati wird allerdings nur Weißwein angebaut.



Abb. 7: Beuron. Ludwig Kaas, Eugenio Pacelli, Erzabt Raphael Walzer OSB, Conrad Gröber, P. Eduard Gehrmann SVD (EAF, Na 26/10).

schlichte architektonische Linie und die Monumentalität ihrer Fresken. Prachtvoller blauschwarzer Hintergrund, von blutroter, sonnenhafter Gloriole durchglüht, leuchtende Farben der Gesichter und Gewänder. Die Anordnung der Kreuzigungsgruppe ist etwa wie bei Fiesole, nur stilisierter und männlicher. Und doch kein totes, konstruiertes Bild, sondern pulsierendes, jungfräuliches Leben. Was Pater Desiderius und sein Mitbruder Gabriel hier schufen, gehört zum Allerbesten der ganzen Schule. Nur noch in der Torretta von Monte Cassino habe ich Ähnliches gesehen.

Wir sprechen beim Weiterfahren über das Mutterkloster der Benediktiner. Noch klingt mir eine Melodie in den Ohren, die ich dort oben in drückender Melancholie nach einem (S. 22) schmerzlichen Abschied von Rom aus irgendeinem Saale hörte, eine jener magischen Tonfolgen, die man nie mehr vergisst, weil sie Sehnsucht sind und Seele.

Der *Wildenstein* ragt trotzig über die Felsen mit ungebrochenem grauem Gemäuer, mit Vorburg und Zugbrücke, mit Bergfried und Verliesen. Die Burgkapelle schmückt ein Werk des Meisters von Meßkirch. „*Ich will den Felsen so steil machen*“, hatte ihr Erbauer gesagt, „*dass kein Eichhörnchen daran hinaufklettern kann.*“

Nun spiegelt sich Schloss *Werenwag* mit zackiger Silhouette in der Donau. Schon biegt kurz vor Hausen der Weg über den Fluss und kurvt im Walde empor. Wolken treiben wieder am Himmel, als wir die Höhe erreichen. Wasserpfützen stehen auf der Straße von der vergangenen Nacht. Der kühle Heubergwind wickelt uns tiefer in unsere sommerlichen Mäntel ein. Noch völlig durchnässt liegt das in der endlosen Regenperiode fast schwarz gewordene Getreide auf den Feldern. Es ist hier ein steiniges Land, und nur mühselig erarbeiten sich seine Bewohner ihr tägliches Brot.

*Kreenheinstetten*. Abraham a Santa Clara, der Augustinereremit, stammte von hier. In der Wirtschaft „Zur Traube“ ist er geboren. Wie passt eigentlich dieser so überschäumende, witzige, wortgewaltige Mann mit seiner barocken unerschöpflichen Fantasie in diese einsilbige Gegend? Und doch war er ein urwüchsiger Heuberger nach der väterlichen und mütterlichen Seite. Der Mann der Providenz für Wien, deutlich und derb, wie die Schwaben seiner rauen Heimat sind. Einer, aus dem man getrost zehn (S. 23) andere Kanzelredner oder Schriftsteller schnitzen könnte, und es hätte ein jeder von ihnen noch Geist und Einbildungskraft übergenuß. Einer, bei dessen Predigten die Zuhörer bald vor Lachen sich bogen, bald vor Rührung und Reue unter die Kirchenbänke verkrochen. Einer, der nie vor Mächtigen sich krümmte oder ihrer Huld und Gnade sich rühmte, sondern Gott die Ehre gab und seine ärmliche Abkunft in treuem Gedächtnis behielt. Einer, der große Politik auf der Kanzel machte und damit Europa vom Türken befreite. Wie lange hat es gebraucht, bis man diesem Manne in seiner Heimat einen fast zu bescheidenen Denkstein setzte.

An einer Wegkreuzung wartet der tüchtige Pfarrer mit einem Häuflein Pfarrkinder und grüßt bescheiden. Vom Kirchturm klingen die Glocken. Wie mühselig sehen die Leute hier aus! Wellige, reizlose, heimlich liebe Gegend. *Robrdorf*, das wir durchfahren, weiß nichts von der Ankunft des Nuntius oder es vermutet, er nehme die untere Straße nach *Meßkirch*. Ein wohlgepflegter, von Kastanienbäumen umsäumter Weg führt zum Meßkircher Friedhof. So mancher vermodert dort, von dessen Liebe ich zehrte.



Abb. 8: Meßkirch. Kaplan Emil Hofmann, Eugenio Pacelli, Stadtpfarrer Otto Meckler, Vikar Wendelin Müller (EAF, Fotosammlung).

Über den Ziegenbühl hinweg schaut uns der wachsende Kirchturm der Stadtkirche an und ich höre durch das Geräusch der Autos seine Glocken. Wunderbares Geläut, einer Domkirche würdig! Haus um Haus taucht nun auf, alles noch wie einst, nur im Verputz und Anstrich etwas geändert. Und wie ehemals stellt sich linkerhand die Wirtschaft „Zur Krone“ mit ihrer breiten linken Schulter in den Weg, sodass keine zwei Wagen aneinander vorbeikommen. Auf dem „Marktbrückle“ (S. 24) steigen wir aus. Ein Dutzend Hände grüßen mich und Hunderte von winkenden Augen. Solch ein Schauspiel hat der alte Platz wohl selten erlebt. Überall staut sich die Menge, die engen Straßen hinein und den Kirchberg hinauf, voller Erwartung, andächtig, still. Im Vordergrund prangt die Geistlichkeit im reichsten Ornat, hinter ihr stehen die Behörden der Stadt und des Staates. Der junge Stadtpfarrer findet treffliche Worte des Willkommens, der kluge Bürgermeister aber schreibt den hohen ehrenvollen Besuch in die Geschichte des Städtchens ein. Nun

schreiten wir unter den Klängen der Musik in feierlicher Prozession den Kirchberg hinauf zum Hauptportale der Kirche, wo die großen schattigen Bäume und das Denkmal Konradin Kreuzers stehen. „*Dies ist der Tag des Herrn*“, lese ich auf einem Spruchband des Steins. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Hoch schwebt, mit guten Bildern belebt, die weitgespannte Decke. Nirgends ist der Blick durch eine Säule behindert. Auch der Barock war Raumkunst und ging dabei nicht in der Sachlichkeit unter. Kunst bedeutete bisher immer noch Schmuck und nicht nur nüchternes Zweckschaffen, zumal kirchliche Kunst, die zum Gemüte spricht und dem Volke dient. Der Nuntius redet vom Kreuzaltar aus, rühmt die opferschwere Treue der Katholiken der Stadt in der Kulturkampfzeit und gedenkt ehrenvoll Josef Hermann Lohrs, des verstorbenen Stadtpfarrers.<sup>14</sup> Während ich mich noch rasch am Dreikönigsbild des Meisters von Meßkirch erfreue – leuchtend warme Farben und weiche rundliche Falten und Formen – singt der Chor wieder ein prächtiges Lied. Dann drängt das Volk dem (S. 25) Abschied nehmenden Nuntius nach. Ich stelle ihm noch einige verdiente Männer meiner Heimat vor und deute hinüber zur früheren Notkirche, die in bewundernswerter Stilreinheit die Beuronen Mönche um Gotteslohn aus einem alten hinfälligen Fruchtkasten schufen. Lorenz Sayer ruht darin, der Märtyrer des Meßkircher Kulturkampfes.<sup>15</sup> Doch vergessen wir heute, was hinter uns liegt. Jene, die ihn aus Übermut oder Politik und Byzantinismus entflamten, haben es an sich und ihren Kindern bitter gebüßt.

Wir fahren unter dem Geläute der Glocken und den verhallenden Tönen der Musik die enge Hauptstraße hinab. Jedes Haus ruft in mir Erinnerungen wach. Tausend kleine Erlebnisse in der Schule und der Kirche, auf der Gasse und am Bach, auf der Wiese und im Garten, in der Stube und im Wald stürmen mir nach. Schon werfen wir vom „Münzkreuz“ die letzten Blicke auf die kleine Stadt. Sonne liegt über dem flachen Tal, Rauch steigt aus den Kaminen. Ich suche noch einmal hinter der Liebfrauenkirche und dem Bahnübergang an der alten Stadtmauer den hohen Giebel meines väterlichen Hauses.

Wie viele Wälder haben wir schon durchfahren! Wiederum umschatten uns Tannen und Fichten. Am Wegrain sitzen Kinder mit Efeukränzen im Haar und Krügen voll Himbeeren. Schon ist die badische Grenze

---

<sup>14</sup> Hermann Lohr (1872–1929), Pfarrer von Meßkirch von 1908 bis zu seinem Tod.

<sup>15</sup> Lorenz Sayer (1821–1897), Pfarrer von Meßkirch von 1868 bis zu seinem Tod.

hinter uns und Hohenzollern beginnt. *Walbertsweiler*, dann *Kloster Wald*, wo wir die schöne Klosterkirche betrachten, die einst den Zisterzienserinnen gehörte. Überall ist die Zeit der Ernte vorbei. *Pfullendorf* taucht auf der Hochebene auf, die ehrwürdig alte Reichsstadt mit dem ältesten deutschen Haus. Der Empfang überbietet fast jenen in Meßkirch. Oder ist es nur der schönere Rahmen, der das Bild (S. 26) noch prunkvoller macht? Wieder ziehen wir in Prozession in die Kirche. Der schlichte, spätmittelalterliche Urbau ist von schmissigem Barock überwuchert. Nur auf den Seitenaltären thronen noch strenge gotische Figuren. Und nun ertönt Bruckner von der Orgelbühne herab, meisterhaft, jubelnd, überwältigend. Er braucht einen farbigen Raum.

Prälat Kaas ist von der Kirche und vom Gesang entzückt. Ich aber denke, während sich der Nuntius im gastlichen Pfarrhaus erholt, an einen kunstliebenden, sangesfreudigen Mann und vorbildlichen Priester, der aus Pfullendorf stammte.<sup>16</sup> Er hat meine Jugend betreut und ist mir ein Wegweiser fürs Leben geworden. Seine zweite Heimat war Konstanz, seine dritte das Freiburger Münster. Sein Herz aber blieb am See.

Nun berühren wir vorerst keinen Pfarrort mehr. Wieder einmal, wie schon öfters bisher, ist die Landstraße gesperrt, doch erreichen wir auf Umwegen noch rechtzeitig den *Heiligenberg*. In musterhafter Ordnung steht alles bereit, die Geistlichkeit, die große fürstliche Familie, das Schlosspersonal, die Einwohnerschaft und die Kurgäste. Die beste Ansprache, die wir auf der ganzen Fahrt zu hören bekommen, glückt dem Pfarrer von Betenbrunn, der die Stelle des erkrankten Hofkaplans versieht. In wohlervogenem Aufbau setzt sich die Prozession unter den Marschklängen der Musik in Bewegung, durch den schattigen Torgang in den Schlosshof hinein, wo die grau-grün uniformierten Waldhüter des Fürsten Spalier stehen, und dann links hinten zur Kapelle. Wertvolle Fresken des römischen Meisters Ludwig Seitz schmücken ihre Wände. Der schöne Raum ist viel zu klein, um die Hunderte zu fassen, die den Segen des Nuntius begehren (S. 27).

Nach der Feier betrachte ich den Renaissancesaal, den schönsten dieser Art, den ich kenne. Von der prunkvollen Decke schaut das Porträt des Meisters, ein rosiges Gesicht mit schwarzem, spitzigem Schnurrbart. An den Wänden hängen die Bilder der fürstlichen Ahnen, eine Galerie

---

<sup>16</sup> Ferdinand Schober (1843–1906), tätig in Konstanz am Münster und am Erzbischöflichen Knabenseminar, schließlich Dompfarrer und Dekan in Freiburg.



Abb. 9: Heiligenberg. Irma geb. Gräfin von Schönborn-Buchheim, Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg, Eugenio Pacelli (EAF, Fotosammlung).

durch lange Jahrhunderte, Männer, Frauen und Kinder. Mich fesselt ein jugendliches Antlitz mit tiefer Wehmut in den dunkeln Augen. Es schaute nicht immer Freude und Lust vom heiligen Berg ins Tal, sondern auch Schmerz und Trauer und erschütternde Tragik. Und doch ist die Welt hier so schön! Ich blicke durch eines der schmalen, bunt gemalten Fenster. Ein entzückendes Bild: in der Nähe blühende Gärten und schattige Wälder, dann das fruchtbare Salemer Tal mit seinen Dörfern und Weilern und die Hügelkette des Linzgaus bis hinüber zum See. In der Richtung des Baumes, der aus der Waldkontur herauspringt, müssen die Rosengehege und Palmen der Mainau stehen. Dort öffnet sich die Konstanzer Bucht. Dort schimmert aus dem Dunst breitschultrig der Säntis herüber. Die Kurfürsten ducken sich vor ihm wie vor dem Kaiser. Dort dehnt sich in blinkender Bläue der breite Obersee aus, dort liegt Rorschach und der Rorschacher Berg mit seinen Klöstern und Villen, dort Bregenz mit dem Pfänder und Gebhardsberg und das breit sich öff-

nende Rheintal. Ich forsche neugierig, ob nicht der Zeppelin startet oder Do X wie ein riesiger Vogel sein Nest in Altenrhein verlässt.

Die Herrschaften treten mit dem Nuntius in den Saal und lenken mich ab. Ich denke an den Süden, wo ich noch im vergangenen Frühling von Mondragone auf die Campagna herabsah und das dunstige Rom. Ein ähnlicher Fernblick wie hier, aber dort die heroische Landschaft, hier die romantische. Dort über (S. 28) Palmen und Pinien hinweg die ruhige Horizontale, hier immer wechselnder Reiz. Dunkle Wälder und saftige Wiesen, wogende Felder und der glitzernde See, blühende Inseln und zackige Alpen.

Der Fürst schreitet mit dem Nuntius die Ahnengalerie ab, beurteilt als gewiegter Kenner die Bilder und schildert mit wenigen Worten die dargestellten Personen.<sup>17</sup> Von einer weiß er nicht, wer es ist. Ein Unbekannter, Vergessener, einer von den vielen, denen nur der Pinsel des Malers unsterbliches Leben verlieh.

Ich stelle mich mit einem alten Bekannten in eine Nische und freue mich über die Gemütlichkeit seines unverdorbenen Wiener Dialekts.<sup>18</sup> Seine blauen Augen schauen mich treuherzig an, und wie immer erzählt er mir ehrlich von den großen Zielen, die er sich steckt, und von den großen Plänen, die er begrub. Ein Träumer, ein musikalischer Mensch, ein Künstler, dessen Hand aber gerne versagt, wenn er sie nicht an die Violine legt. Nun hat er auch sie in den Kasten gesperrt und schreibt Romane für den Hausbedarf und fürs Feuer.

Ich finde bei Tisch meinen Platz neben der noch einzigen Tochter des Fürsten, gegenüber ihrer Mutter, die alle mit ihrer bescheidenen, freundlichen Güte erwärmt.<sup>19</sup> Wie viele Kinder hat sie in den Kriegsjahren gespeist.

Das Mittagmahl verläuft in angeregtester Unterhaltung, nur unterbrochen durch die prächtige Rede des Fürsten und die herzliche Antwort des Nuntius. Nachher setzt sich im Saale daneben bei einer Tasse Kaffee das fröhliche Geplauder fort und mündet bei der Kunst und Politik. Zuletzt sprechen wir von dem Einsiedler, der in der Klause Egg drunten wohnt und die Welt an sich vorbeigaukeln lässt, als existiere sie nicht (S. 29).

---

<sup>17</sup> Fürst Maximilian Egon II. zu Fürstenberg (1863–1941).

<sup>18</sup> Nicht zu ermitteln.

<sup>19</sup> Irma geb. Gräfin von Schönborn-Buchheim (1867–1948) bzw. Prinzessin Leontine (1892–1979). – Die zweite Tochter Anna (1894–1928) war bereits verstorben.

Während der Nuntius den erkrankten Hofkaplan besucht und ihm seinen Segen erteilt, schaue ich noch einmal von einem Balkon aus ins Tal. Die Umrisse der Schweizer Berge treten nun kräftiger hervor. Dann steigen wir noch in die Totengruft hinab und beten an den Särgen der fürstlichen Kinder. Ein breiter Sonnenstrahl fällt in den dunkeln Raum und trifft die großen duftenden Kränze auf den metallenen Sarkophagen.

Im inneren Hof stehen die Autos zur Abfahrt wieder bereit. Ich sehe es dem Fürsten an, er ist mit dem Tag zufrieden.

Wir gelangen in wenigen Minuten ins Tal. Aus den Bäumen taucht *Salem* auf, das Münster und Kloster. Der Nuntius wird feierlich empfangen und in die schöne Kirche geleitet. Manchen missfällt die schlichte Gotik in der klassizistischen Toga. Ich fühle den Gegensatz nicht. Man sagt, die Schönheit der klassizistischen Kunst sei streng und kühl, aber die der Zisterziensergotik ist es ja auch. Dazu haben es die Feuchtmayer, Dürr und Wieland trefflich verstanden, ihren Alabasterwerken statt der damals beliebten Horizontale die Vertikale zu geben. Das Köstlichste aber daran ist das Detail und die Symbolik. Hier reden die Steine.

Mich fesseln die reizenden Durchblicke, die sich in der Längs- und Querachse ergeben. Pfeiler, Altäre, Kandelaber, Epitaphien schieben sich tief hintereinander. Der Nuntius liest auf der Abtspyramide: „*Ossa arida, audite verbum Domini!*“ Denkt er wohl: Äbte hören auf, Klöster hören auf – *Roma aeterna?*

Diese wunderbaren Putten! Schönere Kinderkörper hat die Kunst diesseits der Alpen kaum je gemeißelt. Nichts Weichliches, Sentimentales, aber auch nichts rangenhaft Übermütiges (S. 30), akrobatisch Verrenktes, wie im extremen Barock, sondern wohlgezogene, ernste Genien, die zum strengen Klassizismus passen. Das Chorgestühl ist immer noch dasselbe wie damals, als Fürstabt Caspar Öchsle in seiner Abtsnische würdevoll saß, der Freund des Luzerner Nuntius Fabricius Testaferrata, der treue Anhänger des Heiligen Stuhles, der geschworene Feind Wesenbergs und der Aufklärung. Als die Blätter fielen, an einem trüben Novembertag des Jahres 1804, nahm er nach der Aufhebung von seinem Kloster schmerzlichen Abschied.

Es kommt mir – wie zum Vergleich – die Certosa in Pavia in den Sinn. Ich finde auch einige Ähnlichkeit in der Anlage. Dort die Gotik von der Renaissance verdrängt, hier von ihrem Enkelkind, dem Klassizismus. Und doch ist der Gesamteindruck so grundverschieden. Dort Farbenfreudigkeit sondergleichen, hier geradezu die Furcht und Flucht vor der

Farbe. Dort auch an trüben Tagen sonnige Wärme. Hier immer Distanz, immer etwas winterliche Kühle, bei der es das Gemüt fröstelt. Erst in den barocken Sälen und Kapellen des Klosters kommt die Farbe und Freude zu Worte.

Wir schreiten durch den südlichen Flügel des Kreuzganges das Treppenhaus hinauf, an unzähligen Jagdtrophäen der markgräflichen Prinzen vorbei, auf denen genau der Schütze, der Wald und der Todestag des armen Tieres vermerkt sind.

Prinz Max empfängt den Nuntius selbst.<sup>20</sup> Die beiden lernten sich in der furchtbaren Zeit kennen, in der Deutschlands Geschehnisse in der Hand des Prinzen ruhten. Nun ist er ein gebrochener Mann. Er hält sich aber bewundernswert aufrecht und widmet dem Nuntius beim Tee einen herzlichen Toast. Neben mir sitzt Prinz Berthold, ein blühender, bescheidener, feiner Mensch (S. 31).<sup>21</sup>

Wir durchwandern, von ihm und dem Baron von Hornstein bereitwilligst geführt, nachher die zahlreichen Zimmer und Säle.<sup>22</sup> Wie viele Werke der Kunst bergen sie noch aus der klösterlichen Zeit! Da hängen sie, die Wappen und Bilder der Äbte und Heiligen des Ordens, und die Ansichten der Fürstabtei aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Der Kaisersaal liegt im sonnigen Licht, enttäuscht aber durch seinen ungelungen, schwerfälligen Stuck. Nur die Sprüche, welche die Weisheit der Mönche in die Kartuschen malte, finden Beifall und werden sorgsam notiert. Pazifismus also auch damals, wie immer bei erschöpften Völkern nach einem verlorenen Krieg.

Ich schaue hinab in den großen Garten, der sich im weiten Rechteck nach Osten dehnt. Man hört fast das leise Beben der Blätter und das leichte Sichverneigen der Rosen im hauchschwachen Wind. Das war die Stille, in der Salems große Kultur erblühte und die Zwiesprache mit Gott gedieh. Auf dem Denkmal für die gefallenen Krieger Salems liegt ein welkender Kranz.

Wir fahren auf atklösterlichem Boden in der Richtung auf Birnau und beten, so gut es geht, unsere Vesper. Rosa von Lima. Wirklich eine Rose mit tropischer Glut. Ich bin gerade beim „Salve Regina“ der Complet, als der See aufleuchtet, vom dunkeln Grün des westlichen Ufers begrenzt.

---

<sup>20</sup> Markgraf Maximilian von Baden (1867–1929), 1918 letzter deutscher Reichskanzler.

<sup>21</sup> Prinz Berthold Friedrich von Baden (1906–1963).

<sup>22</sup> Baron Franz von Hornstein (1884–1979).

Wie grüße ich dich wieder, o See! Die Träume meiner Jugend habe ich an dir selig verträumt und die beste Kraft meines reiferen Alters der ehrwürdigen Stadt dort drüben geschenkt, die hinter der Mainau liegt an den Toren der Schweiz. Wie schön ruhst du vor uns, eben und blank wie ein Spiegel (S. 32) oder geschliffener Marmor, tiefblau wie der Himmel, glitzernd im Gefunkel der Sonne. Es ist, als ob du kaum atmest, wie ein schlafendes Kind.

Der Schiffslände von Unteruhldingen nähert sich ein Dampfer, von der blühenden Mainau her, und zieht wie ein Schwan ein fächerartig sich verbreiterndes Band hinter sich her.

Unter den schattigen Bäumen der Wallfahrtskirche von *Birnau* halten die Autos. Zum feierlichen Empfang des Nuntius ist sogar der Generalabt von Mehrerau herübergekommen.<sup>23</sup> Auch mein alter wackerer Freund Commendatore Baur von Konstanz steht, auf zwei Stöcke gestützt, in geziemender Ordenstracht zur Begrüßung bereit.<sup>24</sup>

Aus dem Kircheninnern erklingt in feinen Registern das Spiel des Harmoniums, während die liturgischen Zeremonien erfolgen und dufftige Weihrauchwolken langsam dem Ufer zu verwehen. Nun zieht der Nuntius ein, wie immer würdevoll segnend. Goldenes Licht durchflutet den Raum, löst die Schatten des Stucks, ohne sie ganz zu verwischen, zaubert aus den Bildern die leuchtendste Glut und dämpft ihre schweren Kontraste. Um diese Stunde entfaltet Birnau seinen intimsten Reiz. Die Architektur hört gleichsam auf und alles wird zum großen, jubelnden Gemälde.

Ein Mönch beginnt die Symbolik der Kirche zu erklären. Ich entferne mich mit Kaas. Wir wollen die geistig-sinnliche Freude, die aus dem Gesamtbilde quillt. Die Symphonie wollen wir hören und nicht wie in der Probe die einzelnen Stimmen für sich, so interessant es auch wäre, ihren Rhythmus und Sinn zu erfahren. Alle Lyrik will gefühlt sein und nicht bewiesen. Alle Kunsterklärung zerreißt und verdanklicht (S. 33).

Beim Verlassen der Kirche wirft der Nuntius noch einmal einen bewundernden Blick in den goldlichten Raum. Draußen flimmert wieder

<sup>23</sup> Kassian Haid (1879–1949), von 1917 bis zu seinem Tod siebter bzw. 50. Abt von Wettlingen-Mehrererau sowie von 1920 bis 1927 Generalabt des Zisterzienserordens; 1929 war er als solcher aber bereits zurückgetreten.

<sup>24</sup> Hugo Baur (1869–1941), Mitschüler von Gröber in Konstanz, Rechtsanwalt und Politiker, 1925 von Pius XI. zum Commendatore des Ordens vom hl. Gregor dem Großen ernannt, ab 1927 teilweise gelähmt.

der See. Es leuchten die Ufer und die fliehenden Weiten. Ein Segelboot gleitet lautlos der Mainau zu. Die weißen Mönche winken uns nach.

Wir fahren hart am Ufer entlang. Stille Landhäuser stehen in blumigen Gärten am See. Eines ist mir schmerzlich und unvergesslich. Der allersonnigste Mensch, den ich im Leben je traf, brachte seine Ferien dort zu.<sup>25</sup> Nun ist er tot. Gebrochen zwischen Frühling und Sommer. Aber sein Bild wird mich durchs Leben begleiten und seine Stimme aus allem Schönen und Reinen klingen und singen.

Die Glocken der Stadt *Überlingen* künden die Ankunft des Nuntius an. Schon öffnen sich die malerischen Straßen. Vor dem St. Nikolausmünster spielt die Musik, worauf der Bürgermeister den hohen Gast mit einer feinsinnigen Ansprache begrüßt. Vom zahlreichen Klerus geführt, zieht der Nuntius in die hochgewölbte Kirche ein, die bis zum Chor mit andächtigen Gläubigen gefüllt ist. Alles atmet festliche Freude, auch die Predigt, die der Dekan und Stadtpfarrer von der provisorischen Kanzel hält. Er weist darauf hin, dass seine Stadt in allen Jahrhunderten die Treue zum Heiligen Vater trotz aller Befehdung bewahrte.

Ich lasse den stimmungsvollen gotischen Raum auf mich wirken. Hier war bei der Restauration nicht nur der vernünftelnde, moderne Architekt am Werk, der nur Flächen und Linien sieht, sondern auch der Maler und das fromme Gemüt des Volkes. Nichts vom extremen Purismus, der auf rücksichtslose Stilreinheit drängt, sondern das richtige Gefühl, dass zuletzt jeder Stil seine Vorzüge hat und Fehler, und dass es auf die reizvolle (S. 34) Zusammenstimmung ankommt und nicht auf das Schema und die rein gedanklich bedingte Theorie.

Aus der Antwort des Nuntius auf die Begrüßung des Stadtpfarrers klingt Freude und wohlverdientes Lob.

Nach der kirchlichen Feier lädt der Bürgermeister den hohen Gast zum herkömmlichen Ehrentrunk in die Ratsstube ein. Ein etwas düsterer, aber prächtig getäfelter und warm getönter Saal. Bodenständiger Wein wird serviert, der zwar nicht auf der Zunge prickelt, aber echt ist und unverfälscht, wie der Dialekt seines Küfers. Der Nuntius trägt zuletzt seinen Namen in das städtische Ehrenbuch ein.

Als wir wieder die Autos besteigen, braust ein dreimaliges kräftiges deutsches Hoch über den Münsterplatz dahin und verhallt in den Straßen und winkeligen Gassen.

---

<sup>25</sup> Nicht zu ermitteln.

Die fast ein Jahrtausend alte schmucklose Kapelle von *Goldbach* steht linkerhand am See. Wer ahnt im Vorübergehen, dass sie überaus wertvolle Fresken aus der Reichenauer Schule besitzt? Unansehnlichkeit ist nicht immer ein Zeichen innerer Armut.

Die Sonne verglüht. Über dem Hegau liegt Purpur und Gold. Die Abhänge bei Bodman sind violett und schwarz und werfen wachsende Schatten bis tief in den See.

Ein Empfang ist nirgends mehr vorgesehen, wir kommen deshalb sehr rasch voran. Nur auf dem Ziegelbühl meiner Heimat macht unser Auto halt, um einen Raddefekt auszubessern. Drunten liegt im Zwielficht die Stadt. Von der Pfarrkirche läutet es Angelus. Die Landschaft verdämert. Im Donautal ist es schon dunkel. Im Schein der Autolaternen sehen die Bäume und Felsen gespensterhaft aus (S. 35).

Wir langen noch rechtzeitig im Kloster an. Aber zum Ausruhen ist noch keine Zeit. Nun will auch *Beuron* sein Recht.

Wo die Straße von der Staig herab und von der Donau her zur Klosterpforte einbiegt, haben die Mönche in emsiger Arbeit eine Tribüne errichtet und sie mit Blumen und Tannengezweig festlich geschmückt.

Und nun flammen auf ein gegebenes Zeichen die Lichter auf und werfen ihren weißen Schein weit über den Platz, wo schon seit geraumer Zeit das zahlreiche Volk im matten Schimmer buntfarbiger Lampen wogte. Wer es zu solch ungewöhnlicher Feier ruft, findet immer offene Ohren und willige Herzen. So kamen sie denn aus dem lang gestreckten Donautal und herab von den Höhen des Heubergs. Sie kamen von Hohenzollern, Württemberg und Baden, zu Fuß und zu Wagen, mit den überfüllten Extrazügen und im Automobil. Männer kamen und Frauen, von ihren Kindern begleitet, Jungfrauen mit Blumen im Haar und den Fahnen Mariens und Jungmänner mit Schärpen und Bannern und den Abzeichen ihrer Vereine, mit Trommeln und klingendem Spiel. Die Beuroner Musik beginnt, von einem Pater taktfest dirigiert. Es folgen die „*Laudes Hincmari*“, alt in der Form und Melodie, neu im Inhalt und trefflichen Latein der Präconien. Es ist, als ob Christus der König, der immer siegt, herrscht und befiehlt, mitten unter dem Volk und den Mönchen erschiene, um ihre Bitten zu hören auf die Fürsprache der Heiligen, welche die Schola in kurzen Litaneien um ihre Mittlerschaft anruft. Bitten für den Papst, der in Rom glorreich regiert und den Orden des heiligen Benedikt huldvoll beschützt. Bitten für den Nuntius, der aus der Tiberstadt stammt, wo in der Abtei St. Paul außerhalb der Mauern auch die Wiege



Abb. 10: Beuron. Ludwig Kaas(?), Erzabt Raphael Walzer OSB,  
Eugenio Pacelli, Conrad Gröber (EAF, Na 26/10).

von Beuron steht. Bitten (S. 36) für ihn, damit der Christkönig seine Arbeit segne und mit ewigem Lohn ihn einst kröne. Bitten für den Oberhirten in Freiburg, auf dass er die volle Gesundheit wieder erlange und noch manches Jahr zum Heil seiner Herde wirke. Bitten für das deutsche Land und sein Volk, damit es im Glauben erstarke, in Gerechtigkeit leuchte und durch Eintracht und Fleiß eine bessere Zukunft erringe. Bitten endlich für alle, die festesfroh hier weilen, auf dass Gott sie hienieden schon segne und ihnen am Ende des Himmels Pforten erschließe.

Nach den Bitten huldigen Vorsänger, Schola und Chor wieder Christus dem ewigen König in immer flehentlicher werdendem Wechselgesang, um sich zuletzt an die Gäste zu wenden und ihnen Glück und Heil auf viele Jahre zu wünschen. Von den dunkeln Felsen, die in der Ferne hochragen und auf die seltsamen Weisen lauschen, hallt es wider:

*Tempora bona habeatis*

*Multos annos*

*Amen!*

Freudig bewegt erhebt sich jetzt der Erzabt, um zum Volk in der Sprache des Volkes zu sprechen und in seinem Namen dem Heiligen Vater kindliche Treue zu schwören. Nun antwortet der Nuntius selbst und entfacht mit dem Klange seiner Stimme und dem Feuer seiner Seele die Liebe zur Kirche zu noch stärkerer Glut.

Nochmals das einfache Spiel der Musik, dann ein vielfaches Zischen und buntes Erglühen, ein berghohes Steigen und feuriges Zerstieben der Raketen in der blauschwarzen Nacht (S. 37).

Eine halbe Stunde später stehe ich in meinem Zimmer am Fenster und schaue hinaus. Stille ringsum, jene geheimnisvoll tiefe Stille, wie nur ein Kloster sie kennt und ein weltfernes Tal. Man hört fast das Atmen der Nacht. Eine Sternschnuppe fällt herab wie eine verspätete Rakete. Dann wieder undurchdringliches Dunkel. Da spreche ich als Gebet vor mich hin, was eine Stunde zuvor der Mönchschor gesungen:

*Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.  
Ipsi soli imperium, gloria et potestas,  
Ipsi soli virtus, fortitudo et victoria,  
Ipsi soli honor, laus et jubilatio  
Per infinita saecula saeculorum.  
Amen.*

#### Nachbemerkungen

Am Samstag, dem 31. August, trafen die Reisenden wieder in Freiburg ein. Am Sonntag feierte der Nuntius vormittags den Festgottesdienst auf dem Messplatz, und in der Schlussveranstaltung, die am Nachmittag am selben Ort stattfand, verabschiedete er sich mit der Versicherung, dass „*Baden, der wald- und blumenreiche Garten Deutschlands, mit seinem frohen und lebensstarken Volke zu den schönsten Erinnerungen zählen*“<sup>26</sup> werde, wenn er das Land wieder verlasse.

Darin konnte ihn das, was er auf der Reise gesehen, oder eher, was man ihm gezeigt hatte, nur bestärken: Gläubige Menschen, die an den Straßenrändern knieten und in die Kirchen strömten, um seinen Segen zu empfangen; dazu dann Fahnen, Glocken, Böller, Musik; und zwar allein am ersten Tag an rund 25 Orten, einer schöner als der andere, einer schöner gelegen als der andere. Der Nuntius und seine Begleiter wussten wohl kaum, wie ihnen geschah, und müssen von der organisatorischen Meisterleistung, die Gröber vollbrachte, beeindruckt gewesen sein – und sie hatten gewiss ihre Hand im Spiel, als derselbe

<sup>26</sup> Die 68. Generalversammlung (wie Anm. 1), S. 241.

Gröber schon 1931 zum Bischof von Meißen und 1932 zum Erzbischof von Freiburg ernannt wurde. Andererseits hat auch der hohe Gast dort, wo er erschien, einen tiefen Eindruck hinterlassen: „Heute noch hängen in vielen Pfarrhäusern des Schwarzwaldes die Bilder, die den damaligen Nuntius unter dem Volk mit seinen Kindern zeigen.“<sup>27</sup>

Nach allem, was er auf dieser Reise gesehen hatte, fürchtete Gröber nun nicht mehr, dass der „Großstadtmorast den hohen Schwarzwald überschwemmt“; um so weniger, als sich die Großstadtjugend im Schwarzwald leiblich und seelisch erholte. Die Menschen, die auf den großen Baustellen arbeiteten, gefielen ihm freilich nicht; sie erschienen ihm als „angeschwemmte Kraft“, als „fahrendes proletarisches Volk“. Durchweg beschwor er eine heile Welt, die, wenn es sie überhaupt je gab, allmählich verging. Sein Konservativismus zeigte sich nicht zuletzt auch dort, wo er „die reizlose Sachlichkeit oder plumpe Originalität der modernen kirchlichen Bauten“ bemängelte; an ihnen war, wie er fand, „der vernünftelnde, moderne Architekt am Werk, der nur Flächen und Linien sieht“, und in ihnen zeigte sich die „Stilnot unserer Zeit“. Freilich gab ihm das, was er auf der Reise sah, zu solchen Ausfällen nicht den geringsten Anlass. Dem tiefsitzenden Ressentiment, das in ihnen zum Ausdruck kam, ließ er freien Lauf, als er als Erzbischof den modernen Kirchenbau unterband.<sup>28</sup>

Für Gröber selber war diese Reise auch eine in seine eigene Vergangenheit. Da war Meßkirch, seine Geburts- und Heimatstadt; da war Wieden, wo er bei seinem Onkel, dem Pfarrer, unvergessliche Ferientage verlebt hatte; ganz zu schweigen von den Erinnerungen an Rom, in denen er schwelgte, wenn er mit anderen alten „Römern“ sprach.<sup>29</sup>

### Versionen und Varianten

Der Reisebericht wird hier in seiner frühesten – maschinenschriftlichen, von Gröber selber handschriftlich korrigierten – Fassung vorgelegt, die sich im Erz-

<sup>27</sup> Alfred Beer, Erzbischof Dr. Conrad Gröber. Ein Lebensbild. Konstanz o. J., S. 43.

<sup>28</sup> Er forderte die Berücksichtigung „der durch die christliche Tradition überkommenen Formen und des gesunden religiösen Empfindens der katholischen Volkesseele“ (zititiert nach Werner Wolf-Holzäpfel, Kirchenbau und religiöse Kunst. Die historische und künstlerische Entwicklung von den Anfängen des Erzbistums bis zur Gegenwart, in: Heribert Smolinsky [Hrsg.], Geschichte der Erzdiözese Freiburg, Bd. 1, Von der Gründung bis 1918. Freiburg/Basel/Wien 2008, S. 493–598; hier S. 529). – Die erste wirklich moderne Kirche der Erzdiözese, der lange keine weitere folgte, wurde übrigens im selben Jahr 1929 in Freiburg errichtet und (ausgerechnet!) dem heiligen Konrad geweiht; vgl. Johannes Werner, St. Konrad in Freiburg. Ein Meilenstein des neuen Kirchenbaus, in: „Freiburger Almanach“ 55 (2004), S. 25–32.

<sup>29</sup> Über Meßkirch, Wieden, Rom, die Kunst und über vieles mehr vgl. seine eingehenden Ausführungen in: Conrad Gröber, Römisches Tagebuch. Hrsg. von Johannes Werner. Freiburg/Basel/Wien 2012.

bischöflichen Archiv in Freiburg erhalten hat.<sup>30</sup> Ihr folgte schon 1929 ein Abdruck in der „Deutschen Bodensee-Zeitung“<sup>31</sup> und ein weiterer, gleichlautender, in der „Freiburger Tagespost“<sup>32</sup>. Ein viel späterer, auch vielfach veränderter Abdruck erfolgte 1946 im „Freiburger Katholischen Kirchenblatt“<sup>33</sup>. Im selben Jahr erschien der Bericht auch als kleines, schön in helles Leinen gebundenes Buch, mit einem in Gold geprägten Wappen des damaligen Nuntius, nunmehrigen Papstes Pius XII. auf dem Einband und vier montierten Fotos im Innern: Der Nuntius in Herrenschwand, in Beuron, beim Besuch im Verlagshaus Herder und, gleich vorweg, im Porträt.<sup>34</sup>

Die Fassung, die hier erstmals vorgelegt wird, ist, wie gesagt, die früheste, noch ganz aus dem frischen Erlebnis gespeiste. Der Herausgeber hat nur einige offensichtliche Schreibfehler stillschweigend berichtigt und den letzten Abschnitt, in dem der Verfasser wohl versehentlich ins Präteritum verfiel, ins ansonsten konsequent durchgehaltene und auch angemessene Präsens versetzt. (Gröber scheint diesen Lapsus selber bemerkt und auch versucht zu haben, ihn in der Fassung von 1946, wenn auch nur teilweise, rückgängig zu machen.) Die Verwendung von „ss“ und „ß“ wurde ebenfalls stillschweigend den zum Zeitpunkt der Niederschrift geltenden Regeln angepasst – offensichtlich besaß die benutzte Schreibmaschine keine ß-Type. Über die Personen, an die sich der Verfasser erinnerte oder denen er begegnete, hat der Herausgeber in den Fußnoten einige Aufschlüsse gegeben.

Die handschriftlichen Korrekturen, die Gröber am maschinenschriftlichen Text anbrachte und die weitgehend in die Drucke von 1929 übernommen wurden, sind vor allem sprachlicher und stilistischer Art. Da wurden dann aus einem „bewachsenen“ ein „überwucherter“ Weg, aus einem „schönen“ ein „an-

<sup>30</sup> EAF, Nb8/90. – Diese Fassung trägt, wiederum von der Hand des Verfassers, den Titel: „Mit dem apost. Nuntius durch den Schwarzwald [von Domkap. Dr. C. Gröber].“ Da aus ihr nicht immer ersichtlich ist, wann ein neuer Abschnitt beginnen und welche Ortsnamen hervorgehoben werden sollten, wurden hierfür auch die späteren Fassungen herangezogen.

<sup>31</sup> „Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee. Von Dr. Conrad Gröber“; in neun Teilen, 15. bis 26. November 1929 (vorhanden in der Hegau-Bibliothek Singen).

<sup>32</sup> In neun Teilen, 19. bis 28. November 1929 (vorhanden in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, Mikrofilm Ze 416 00).

<sup>33</sup> „Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee. Eine Erinnerung. Von Erzbischof Dr. Conrad Gröber“; in zehn Teilen, Nr.16/1946 bis 20/1946. (Einleitende Bemerkung: „Der Herr Erzbischof stellt uns diese feinsinnige Schilderung seiner Fahrt mit dem heutigen Hl. Vater beim Freiburger Katholikentag 1929 zur Verfügung.“)

<sup>34</sup> „Sonderdruck aus dem ‚Katholischen Kirchenblatt für die Erzdiözese Freiburg‘ 1946, Nr. 16ff.“; unter demselben Titel, jedoch neu gesetzt (wodurch dann, wie üblich, neue Fehler entstanden: etwa „Schneckental“ statt „Hexental“). „Hergestellt in der Herder-Druckerei Freiburg“, o.J.; 47 S. – Außer in der Erzbischöflichen Bibliothek Freiburg (dort: Gesch 91/Gröb-53) sind keine Exemplare nachweisbar.

mutiges“ Tal, aus einer „bläulichen“ eine „silberne“ Ebene, aus „schweigsamen“ Kindern „verschlossene“. Aber noch häufiger hat Gröber, wie es auch sonst seinem Stil entsprach, zahlreiche illustrative Adjektive eingefügt. Da ist dann die Rede von einem „lästigen“ Gepäck, von einer „prachtvollen“ Rundschau, von „schlanken“ Tannen, „rotbackigen“ Kindern, „langen, stillen“ Klostersgängen.<sup>35</sup> Die Reihe der Beispiele, die hier nur den ersten Seiten entnommen sind, wäre endlos fortzusetzen. Aus der „Gier der Großen“, der die Abtei St. Blasien zum Opfer fiel, wurde eine „unselige“; vor der Korrektur war auch nicht von „Großen“, sondern, viel konkreter, von „Fürsten“ die Rede gewesen. Aber vielleicht hielt sich Gröber hier lieber zurück, nachdem ihm bei den ehemaligen Markgrafen von Baden in der ehemaligen Reichsabtei Salem, die sie sich (wie zahllose andere Kirchengüter) ohne Bedenken angeeignet hatten, ein so freundlicher Empfang zuteil geworden war.

Die Fassung im „Kirchenblatt“ von 1946 geht durchweg auf das originale, unkorrigierte Typoskript zurück, wirkt demgemäß schmuckloser, schlanker; dagegen fallen einige inhaltliche Änderungen, vielmehr Auslassungen auf. Gröber tilgte, verständlicherweise, die Bemerkung über Schlageter und den „so genannten Frieden“ von Versailles, der angeblich ein „Gewaltfriede“ war. („*Er wollte ein deutscher Mann sein und war es*“ hieß es, über Schlageter, ursprünglich im Typoskript, wurde aber schon dort gestrichen.<sup>36</sup>) Gröber tilgte auch die Bemerkung über die Reichswehr, die ihn, als sie in Donaueschingen paradierte und musizierte, an die vor dem Krieg gehegten Hoffnungen erinnerte, aber auch an die Niederlage, die folgte. Der seltsame Satz über die Sprüche, die die Mönche von Salem an die Decken und Wände schrieben, fiel gleichermaßen weg: „*Pazifismus also auch damals, wie immer bei erschöpften Völkern nach einem verlorenen Krieg.*“ (Nicht im Typoskript, aber in den Drucken von 1929 steht, anlässlich des Anblicks der Vogesen bei der Einfahrt in das Hexental, der Ausruf: „*Schönes, verlorenes, deutsches Land!*“) Und auf die Bemerkung, dass urwüchsige Leute den „*Erdgeruch ihrer Heimat*“ nicht abstreifen, verzichtete Gröber schließlich auch.

In der Buchausgabe von 1946 kommt diese Bemerkung ebenso wenig vor. Aber dafür tauchen hier die im „Kirchenblatt“ gestrichenen Passagen unverändert wieder auf: die über Schlageter (und zwar sogar mit dem schon im Typoskript gestrichenen Satz „*Er wollte ein deutscher Mann sein und war es*“), über die Reichswehr und das, was sich mit ihr verknüpfte, und über den Pazifismus

<sup>35</sup> Der „*Pastor aus Norwegen*“, dem Gröber in Beuron begegnete, erscheint im Druck freilich als „*hagerer Pater*“.

<sup>36</sup> Albert Leo Schlageter (1894–1923) stammte aus Schönau und wurde wegen mehrerer Anschläge, die er während der Besetzung des Ruhrgebiets verübte, von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt. Von den Nationalsozialisten wurde er zum Helden und Märtyrer stilisiert.

in den Inschriften von Salem. Allerdings ist, wie im ersten Entwurf, der „Gewaltfriede“ von Versailles hier nur wieder ein „Friede“, und der „Großstadtmorast“, der den Schwarzwald zu überschwemmen droht, der „Unglaube“, sonst nichts. Es scheint, dass Gröber hier das alte, unkorrigierte Typoskript – mit wenigen neuerlichen Veränderungen – in Druck gegeben hat, ohne zu bemerken, dass es noch von seinen alten Anschauungen zeugte, über die die Zeit inzwischen hinweggegangen war.<sup>37</sup>

Nur zu gut fügten sich diese Bemerkungen in die Vorgeschichte der nationalsozialistischen Epoche ein; jener Epoche, die dem Verfasser aber nun wie ein Naturereignis, wie ein unvermeidliches, unverschuldetes Verhängnis erschien, das man je schneller, je besser vergaß – als ob es nicht durch Menschen, auch durch ihn selber, herbeigeführt worden wäre, und als ob es nur Opfer, aber keine Täter gegeben hätte.<sup>38</sup> Die Nachschrift, die er den beiden Nachdrucken von 1946 anfügte, sagt genug.<sup>39</sup>

### Nachschrift 1946

Fast zwei Jahrzehnte sind seit den oben geschilderten herrlichen Tagen vergangen. Unendlich viel hat sich seither verändert. Viele von jenen, die damals den Apostolischen Nuntius in freudiger Ehrfurcht begrüßten und seinen Segen empfangen, sind heimgegangen zu Gott. Stürme brausten über die so reichen und wie zur Abwehr geschlossenen Wälder hinweg und legten manche Tanne und Föhre um. Auch anderes, unvergleichlich Wertvolleres erlag. Die deutsche Eiche selbst ist in ihr Lebensmark getroffen, denn die in unserem Vaterland immer noch heimische Idylle hörte auf, und die Dämonie begann. Die Komödie des Hochmutes schlug in die blutigste Tragödie um. Krieg, Sieg, Zusammenbruch, Untergang, Schmach, Elend und Hunger. Nur der Schwarzwald rauscht immer noch geheimnisvoll, und seine dichten Forsten und seine Bergkuppen wölben sich unversehrt im Lichte der Sonne und im fliegenden Schatten der Wolken. Auch der See blaut und blüht und spiegelt

<sup>37</sup> Allerdings hat sich in beiden(!) Fassungen von 1946, gegenüber den früheren, ein neuer Fehler eingeschlichen: das „Nest“, aus dem sich die Do X „wie ein riesiger Vogel“ erhob, lag nicht „im Altrhein“, sondern „in Altenrhein“, einem schweizerischen, an der Grenze zu Österreich und am Ufer des Bodensees gelegenen Ort, wo sich seit 1927 ein von den Dornier-Werken genutzter Flughafen befand.

<sup>38</sup> Vgl. auch Conrad Gröber, Kollektivschuld? Hirtenschreiben vom 21. September 1945, Heidelberg 1945.

<sup>39</sup> „Freiburger Katholisches Kirchenblatt“ 20/1946, S.197.

seine grünenden Ufer wider wie ehemed. Und die Glocken der Dorfkirchen, die lange Jahre hindurch schwiegen oder mit geknebeltem Mund in die Ferne wandern mussten, um der Glut des Krieges zu erliegen, läuten wieder ins Land. Die Herzen der deutschen Menschen schlagen zwar leidbeschwert und hoffnungsarm, aber der Glaube an Christus, den König, und die Liebe zu ihm und zu seinem Nachfolger auf Erden beschwingen sie von Neuem. Jene, die damals Kinder waren, als Nuntius Eugenio Pacelli von Freiburg aus durch den Schwarzwald an den Bodensee fuhr, wurden in der Hitze des Leidens reif, und es ist, als ob die Felder goldgelb wie vor der Ernte leuchten und wogen. Die von ihm gesegnete Saat ging auf und grüßt

Pius XII., den Heiligen Vater,

der sein 70. Lebensjahr vollendet, und ist beglückt und stolz, weil auch jetzt noch sein liebevoll erinnerndes Gedenken unser unglückliches Land und Volk wie ein Sonnenstrahl aus der Wolkennacht streift.

#### Was bleibt

Das, was seither geschehen war, ließ sich so kaum erträglich oder auch nur verständlich machen. Doch das, was damals war, und wie es war, als Gröber „*Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee*“ fuhr, hat er in seinem Bericht, als einem sprachlich wie sachlich einzigartigen Dokument, für immer festgehalten.<sup>40</sup>

---

<sup>40</sup> Der Herausgeber dankt Dr. Christoph Schmider (Erzbischöfliches Archiv Freiburg) dafür, dass er den Bericht in seiner ersten Fassung ausfindig machte und zur Verfügung stellte; Dr. Bruno Steimer (Verlag Herder, Freiburg) für Hinweise; Dott. Marco Grilli und Dott. Giovanni Coco (Archivum Secretum Vaticanum, Rom), Br. Petrus Dischler OSB (Archiv Beuron) und Dr. Andreas Wilts (Fürstlich-Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen) für Auskünfte; Mary Jo Rabe (Erzbischöfliche Bibliothek Freiburg) für unbürokratische bibliothekarische Hilfe.